Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: 1 (1896)

Heft: 1

Artikel: Zum 150jährigen Geburtstag Heinrich Pestalozzi's "Pestalozzi's Hausreden"

Autor: Tarnutzer, c.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-895065

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum 150jährigen Geburtstag Heinrich Pestalozzi's.

Pestalozzi's Hausreden.*)

Von Prof. Dr. Chr. Tarnutzer.

„Denn nie genug konnt' er von Liebe sagen,
Da er's sahe, das Zürnen der Welt."
(Hölderlin's „Patmos".)

Es gibt Bücher, bei deren Lesen man sich nicht mehr erinnert, daß sie aus Blättern bestanden; Bücher, in denen uns eine solche Macht der Persönlichkeit entgegentritt, daß sie uns den Verfasser in die Arme geben: wir haben nicht mehr ein Buch vor uns, sondern wir haben den Menschen selber in seinem höchsten Leben. So ergeht es einem mit den Blättern, die Pestalozzi's Hausreden enthalten; wir meinen die Reden, die der Mann mit dem großen Herzen in den Jahren 1808—1812 und 1818 in Yverdon an festlichen Tagen an sein versammeltes Haus gerichtet hat.

Alle Vorzüge seines Geistes und die seltenen Eigenschaften seiner Seele, die Größe der treibenden Ideen, aber auch alle Schwächen der irdischen Erscheinung Pestalozzi's drängen sich in diesen Reden in treuen, oft erschütternden Bildern zusammen. Wir hören das Feuer der Begeisterung rauschen und spüren die Macht einer unendlichen, immer auf Werkthätigkeit gerichteten Liebe. Eine grenzenlose Begeisterung für sein Lebenswerk, eine in's Maßlose übergehende Aufopferung tritt uns überall entgegen. Wir finden den seltenen Menschen in Augenblicken, in denen ihn „das Geräusch des Glückes umsummt wie ein Bienenschwarm"; wir sehen ihn mit Thränen in den Augen dem Himmel danken für das Erreichte und sehen wiederum, wie er sich verzehrt im heißen Streben, Früchte zu sammeln, wo er gesäet, oder wie seine Seele in düstere Schmerzenstiefen hinabsinkt, da die höchsten Ideen ihr so unvollkommen

*) Anmerkung. Diese Arbeit, welche zwar schon einmal veröffentlicht wurde, aber jedenfalls nur den wenigsten Lesern des „Monatsblattes" zugänglich war, verdient viel allgemeiner bekannt zu werden. Gerne ergreife ich deshalb die Gelegenheit, sie bei Anlaß des Pestalozzi-Jubiläums im „Monatsblatte" zum Wiederabdruck zu bringen.

verwirklicht erscheinen. Die Wechselschläge seines Lebens waren von einer Stärke, wie sie selten ein Mensch in diesem Grade erfahren hat. Zweimal trugen ihn die Größe und Macht seiner Ideen auf den Gipfel des Ruhmes, Könige und ganze Staaten schenkten ihm und seinen Bestrebungen das regste Interesse, und wieder sank er von der Höhe herab und ward zum Unwertesten unter seinen Mitmenschen, wenn er seine Ohnmacht bekundete, die Ideale seiner Brust selbstthätig im Leben realisiren zu können. „Er konnte nicht leben ohne sein Werk", sagt sein treuer Biograph Mann, „das war der tragische Zug in seinem Charakter."

Pestalozzi's Hausreden spiegeln diesen Wechsel der Schicksale und Gemütsstimmungen auf's treueste wieder und lassen uns mitunter Blicke thun in sein Herz, wie an wenigen Orten seiner Werke. Ebenso werden die Herzensverhältnisse zu seinem ganzen Hause da und dort mit einer Klarheit dargelegt, die den Biographen im höchsten Grade zu befriedigen vermag. Die Schätze dieser Gedanken, die hier ausgebreitet liegen, lassen manche der Reden als hochbedeutend erscheinen; so zählt man z. B. die Stiftungsrede aus dem Jahre 1818 zu den gehaltreichsten Schriften Pestalozzi's. Im Schoße der Liebe gehegt und in Schmerzen erzogen, sind diese Gedanken „Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf." Seine Worte sind der milde, dauernde Thau, bestimmt zur Versöhnung des Getrennten, zur Schlichtung jedes Streites der Gemüter, zur Festigung des Glaubens an die Hoheit der Menschennatur im Niedriggeborenen und Verlassenen. Und wieder erheben sie sich zum Glühen und Stürmen, wo es gilt, die ersten Anrechte des Menschen zu verteidigen, der Wahrheit der Natur die Wege zu öffnen und sie zu beschirmen gegenüber dem Druck und der Tyrannei des Zeitalters und den Sitten und Verkehrtheiten der Gesellschaft überhaupt. Zu Diesem und Jedem ward Pestalozzi von der Liebe getrieben; sie lebt im Feuerrauschen seiner anklagenden Rede und dem bittern politischen Worte, wie sie im rührenden Danke, den er dem Himmel, seinen Freunden und Helfern darbringt, sich ausspricht, wie sie in den sanften Mahnungen an die Kinder liegt oder sich in herrlichen Bildern verkörpert, in denen er, immer aus dem Born der Natur schöpfend, das Leben seines Hauses, sein Glück und Streben und das Wesen der Erziehung anschaulich zu machen sucht.

Die Liebe ist es denn auch, die Pestalozzi immer und immer wieder zu dem Hauptgedanken seines Lebens zurückführt und ihn diesen

den er hundert Mal schon ausgesprochen, stets in neuen Variationen vor seinen Hörern ausführen macht. Wir finden fast endlose Wiederholungen in jeder Rede, ein neues, herzbedürftiges Fragen, nachdem die Antwort schon gegeben und anscheinend völlig erschöpfend erteilt worden ist. Diese Wiederholungen müßten, wenn die Macht seiner Persönlichkeit nicht wäre, nach und nach unerträglich werden. So könnte auch die Einförmigkeit, die Unbeholfenheit und Unschönheit der Ausdrucksweise den Leser an vielen Orten leicht und anhaltend stören, aber die Kraft, mit welcher die Worte des gepreßten Herzens sich unserer Seele versicheren und die Vorstellung des blitzartigen Zuges im gefurchten Antlitz, der die Rede begleitet, kann uns jene Schwäche kaum mehr fühlbar werden lassen.

Pestalozzi kleidet seine Gedanken gern in Bilder, die allbekannten Erscheinungen und Vorgängen in der Natur entnommen sind. Sie sind teilweise von der Einfachheit, welche sie im Munde Anderer als trivial erscheinen lassen müßte. Aber es ist nichts Gewöhnliches mehr, wenn Pestalozzi „das heilige Wesen einer bessern Erziehung" im Bilde eines aus dem kleinen Kerne sich entwickelnden Baumes sieht und die Selbständigkeit der Natur im Kinde gesichert wissen will. Mit Vorliebe vergleicht er das Wachsen seines Werkes mit dem Werden der Wasserströme: „Was ist die Quelle des Rheins, was ist die Quelle der Donau da, wo ihre ersten Tropfen aus den Felsenritzen herausfallen und kaum den hohen Boden benetzen, von dem diese Ströme ausgehen? Was sind die Tropfen im Lauf der reißenden Ströme?... Was sind wir in der Richtung, die Gott unserm Werke gab, und in der Gewalt der Wasser, mit der es im Strome der Zeit fortschwimmt? Als Menschenwerk standen seine Wasser oft an Felsen, die ihren Lauf stillstehend und zerstörend zurückdrängen bis an ihre Quelle; als Gottes Werk brach es durch alle Felsen, die ihm am Wege standen... Freunde, Brüder! Daß der eitle Zuruf der Menschen von den Ufern des Strom's, die die Quelle unseres Segens nicht kennen, uns nicht täusche, wenn sie uns schelte, daß jede Reinheit des Herzens, jede Kraft des Geistes, von der die Anfänge des Werkes ausgegangen, sich mit aller Reinheit des Herzens und aller Kraft des Geistes, die Gott zum Dienste seines Werkes unserm Sein und unserm Thun nahe gebracht, sich in Liebe und Wärme vereinigen."

Auch liebliche Bilder finden sich zwischen den stoßweise hervor-

gepreßten Ergüssen, den schweren Betrachtungen und bibelhaft ernsten Bekenntnissen. Eine solche grüne Brunnenvegetation im Herbstgefilde ist die herrliche Stelle, die er den ihm ergebenen Kindern gewidmet: „Lebet glücklich in der Natur. Eure Sinne seien für ihre Eindrücke immer offen. Euer Auge forsche nach allen ihren Schönheiten und Euer Ohr nach jeder ihrer Harmonien. Euer Mund öffne sich lieblich, sie zu beschreiben. Euer Fuß hüpfe ihr nach über Berg und Thal. Fliege sie in Schmetterlingspracht ob Eurem Kopfe, krieche sie im Raupengewand vor Euren Füßen, liege sie als glänzender Stein vor Euren Augen oder wachse sie als duftende Blüte vor Euch auf: Eure Hand werde gewandt, sie zu ergreifen, wo Ihr sie immer findet. Und wenn Ihr sie gefunden habt und sie lieblich und froh auf Euren Schoß legt und Euch glücklich fühlt, daß Gottes Natur um Euch her so schön ist und daß Ihr sie findet und kennet und genießet — dann denkt an Vater und Mutter, die Euch von ihren lieben Händen wegließen, damit Euer Glück besser gegründet werde!“ —

Manche Gleichnisse und Anschauungen streifen an's Erhabene oder haben es in manchen Fällen glücklich erreicht: „Des Menschen Leben ist siebenzig Jahre und weniger Thiere Leben geht über des Menschen Leben; aber Bäume leben tausend Jahre, und der Felsen Dauer scheint mir ein ewiges Sein. Indessen lebten Würmer, ehe die Felsen waren; Schnecken krochen vorher im Kot und wurden selber zum Felsen, der im Auge der sterblichen Menschen der Ewigkeit trotzt. Aber was ist der Trotz der Felsen gegen Zeit und Vergänglichkeit?... Der richtige Baum und der Herr der Schöpfung, dessen Leben so kurz ist und alle Geschlechter der Schöpfung, deren Athem sie dem Menschengeschlecht näher bringt, sterben nicht also wie der Fels des ewigen Todes.“ —

In seinem Hause erblickt Pestalozzi das Licht seines Lebens, es ist ihm „eine Milchstraße ferner Ahnungen“, auf die er blickt, wenn an dessen Feuersäule jetzt Lichter erlöschen und die Stellen sich verdunkeln. „Gott segne dich, geliebtes Haus! Ich erkenne es, deine Lebensflamme lodert für mein Leben. O ich sehe sie, ich sehe, du stehst wie eine Feuersäule vor mir, an der das Licht von tausend Flämmchen sich in eine Flamme verwandelt, in der die einzelnen Lämpchen verschwinden. Doch ich sehe näher, es ist eine andere Klarheit der Sonne, eine andere des Mondes, eine andere blitzender Sterne, eine andere des dunklen Gestirns — aber die Klarheit der Lampenerleuchtung der Säule

ist nicht die Klarheit des Himmels. Es ist kein Stern zu klein für den ewigen Himmel, selber die Milchstraße, die wir nicht sehen, erregt in uns größere Ahnungen als die Sonne, die uns das größte Gestirn erscheint ... Das Bild des Ewigen, nach dem du strebst, ist ein Feuerkreis, der in gleicher Flamme in einander greift und ohne Anfang und Ende in sich selbst vereinigt, im gleichen stillen Glanze leuchtet mir Gottes Weltall."

In solchen Augenblicken glüht sein Herz vor Wonne und ist eine Klarheit vor seinem innern Auge, die ungetrübt ist von jedem Schatten der Erde und des Lebens. Das Geständnis, glücklich zu sein, legt sich dann wie der Schein des Abendrotes um sein alterndes Haupt und gibt seinem Herzen die Ruhe der Seligen. „Ich fand meine Erlösung, ich fand mein Werk, ich fand Euch, meine Freunde, Euch, meine Brüder, ich fand, wonach mein Herz gelüstete. Ich sterbe nun nicht, ohne der Menschheit zu dienen. Mein Loos ist mir an einem schönen Orte gefallen. Mich umgeben edle Menschen von Nah'm und Fern und bieten mir ihre Hand zu meinem Ziel ... Söhne und Töchter mit edlem, reinem Herzen nennen mich ihren Vater, und Kinder in Unschuld umwallen mich in Schaaren mit ihrer Liebe. Ich möchte vor Wonne zergehen in Eurer Mitte." — Und wenn so seine Seele ganz zum Dankesbronnen geworden, wendet er sich an seine getreuen Mitarbeiter, an seine opferwillige Frau, an den mutigen Niederer, der ihm nachher so viele Leiden bereitete, an den sanften Krüsi und den kraftvollen Schmid. „Niederer, Du erster meiner Söhne, was soll ich Dir sagen? ... Der Liebe hohes Geheimnis leitet Deinen Gang und mutvoll, mit eherner Brust wirfst Du den Handschuh Jedem entgegen, der in Schleichwegen sich krümmend von dem Wahrheitspfad weicht, nach dem Schein haschet und den Trug zu seinem Gotte macht ... Du weißt in einem großen Umfang, was wir wollen und was wir sollen; Du hast es in diesem Jahre ausgesprochen, wie es noch nie ausgesprochen worden ist und wie Du es selber vorher nie aussprechen konntest." — „Krüsi, werde in der Fülle Deiner Güte immer stärker. Unter lieblichen Kindern selber lieblich und kindlich, gründest Du den Geist des Hauses, in dem Heiligtum seiner Anfänge im Geist der heiligen Liebe.... Es ist nicht genug, den Weg der Menschenbildung zu kennen, man muß auch den milden, leisen Tritt kennen, mit dem die sanfte Mutter den Weg dieser Bildung betritt. Du kennst ihn und gehst ihn und hältst

das Kind länger auf diesem lieblichen Pfade seiner ersten Entfaltung, als selber die Mutter es kann." — Als Schmid aus der Anstalt austrat, sprach Pestalozzi in ergreifender Weise von seiner Vaterliebe zu ihm, und nachdem er ihn dem Hause wiedergewonnen, hat er nicht genug Worte der Bewunderung für die im Volke niedergelegten unverkünstelten Naturkräfte, die sich ihm in Schmid's Persönlichkeit verkörperten. — „Ich wende mich an Dich", sagt er zur treuen Gefährtin seines Lebens. „Achte die Ruhe, mit der ich auf die möglichen Schicksale meines Lebens hinblicke, nicht für Leichtsinn! Gott hat mir diese Ruhe gegeben . . . Das vergangene Jahr hat mir diesen Frieden gegeben, das gegenwärtige wird ihn vollenden. Es war auch für Dich gesegnet, Edle, Liebe! Du bist gesunder, als Du je warst. Freude wartet Deiner. Du hast sie so sehr verdient." . . .

So wird in Pestalozzi's Munde jedes Wort zum Segen. Es bricht zwischen den Wolken seines Kummers hervor wie der sonnige Strahl und schwillt zur Lichtflut an, die die dunklen Gebilde an seinem Lebenshorizonte auf Augenblicke zerstreuet. Aber auch das beste noch, das seinem Munde entströmt, ist nur ein schwaches Abbild dessen, was seiner Seele vorgeschwebt und was sie in ihren Tiefen gefühlt. Und unvollständige Bilder von der Lichtwelt seines Geistes und den Idealen seines Lebens geben zu müssen, das thut Pestalozzi so wehe. Seine Ideen im Leben so unvollkommen verkörpert zu sehen, das hält sein zerknirschtes Gemüt in ewigem Kampfe. Da steht sein Werk vor ihm in einer Größe, die ihn zu erdrücken droht. Der ungeheure Widerspruch zwischen Wollen und Können, der sich durch Pestalozzi's Thun und Leben zieht, macht ihn endlich unter der Last dieser Größe zusammenbrechen. In der Müdigkeit seiner Seele verkennt er auch das, was er gethan; er spricht sich in Verhältnissen schuldig, in denen die Ursache des Scheitern seiner Pläne außer ihm lag; er schiebt in allzu tiefer Demut alles Erreichte dem Himmel zu. Er nennt sein Werk ein Todtengerippe, sofern es sein Werk ist; das Lob, das man ihm streute, ist nur der vergängliche Schmuck auf diesem Beingebilde. Er sieht das Todtengerippe belorbeert vor seinen Augen erscheinen und den Lorbeer plötzlich im Feuer aufgehen. Nie kann er sein Werk ausführen, weil es zu groß ist, daß es aber bestehen wird, ist ihm unumstößliche Gewißheit. Ist er sich doch seiner Lebensaufgabe, dem Unmündigen einen Übungsplatz zu erkämpfen und dem niedern Volke zu dienen dadurch,

daß er in ihm die schlummernde Selbstkraft weckte, immer bewußt geblieben. Auch in den Hausreden bricht dieses Streben immer und immer wieder hervor, am gewaltigsten und reinsten in der Stiftungsrede vom 12. Januar 1818.

Hier entwickelt Pestalozzi, der keinen Stand kennt, welcher bestimmt wäre, „blos viehisch zu leben", sondern die erhabenen Anlagen der Menschennatur in jedem Stande und jeder Lage des Menschen sieht, das Anrecht des Armen auf Bildung, Freiheit und Besserung seiner Lage überhaupt. Er forscht den Ursachen der Armut nach und findet sie im „Verkünstelungsverderben" seiner Zeit. Aus dieser Verkünstelung allein geht ihm der Arme hervor, mit dessen Unwürdigkeit aber der Glückliche seine Abwendung von ihm entschuldigt. Ein ephemeres Aufwallen der „Almosenader" zu gewissen Zeiten, meist aus der Selbstsucht entspringend, kann die Quellen der Armut nun nicht verstopfen. Zuerst muß die Ueberzeugung allgemeiner werden, daß im Menschen, folglich auch im Armen, Kräfte, die für Jeden, der sie zu benützen weiß, als unerschöpfliche Schätze sind, verborgen liegen. Er geht zurück in die Wohnstube des Volkes, „wo das Gleichgewicht der menschlichen Kräfte in ihrer Entfaltung gleichsam von der Natur selbst eingelenkt gehandhabt und gesichert wird". Hier, wo alles in den Bildungskräften der Menschennatur liegende Göttliche vereinigt ist, hat die Hülfe einzusetzen, die nur in der erzieherischen Thätigkeit liegen kann. Die Volkserziehung tritt an die Stelle einer kastenmäßig ausschließenden Standesbildung und muß Nationalsache werden. Tausende und Abertausende tüchtiger Kräfte werden so aus dem Schoße des Volkes emporblühen und sich im Dienste der Menschheit und des Staates nützlich machen können. „Wahrlich, der Vorteil wäre nicht blos auf Seite der Armen, und wir wissen nicht, wie viel die Reichen und auf Notabilität Anspruch machenden Haushaltungen dadurch gewinnen würden, wenn einmal die schwächlichen Kinder dieser anmaßvollen Zeitnotabeln mit den kraftvollen, anmaßungslosen Kindern der nach den Zeitgeistern der Städte und Orte unnotabeln, aber nach den Gesetzen der Menschennatur höchst notabeln niedern Stände in nähere Berührung kommen würden." Erziehung und Bildung erst werden das Volk befreien. Aber nur die Kunst der Erziehung kann dieses Heil bringen, die sich an die Ordnung der Bildungsgesetze hält, welche in der Menschennatur selbst liegen und nicht eine solche, „welche die Kräfte der Menschennatur

aus Erkenntnissen, die ohne die gebildeten Kräfte der Menschennatur ewig nie wahrhaft da sein können, hervorlockt." Mit einem Worte: sie muß zur Wissenschaft werden, damit sie ihr Ziel erreichen kann. Pestalozzi's Pädagogik war also rein aus dem Herzen entsprungen: die Liebe hatte ihn zum duldenden Volke geführt, dem er zu einem bessern und wahren Dasein zu verhelfen suchte; die Liebe machte ihn zum Erzieher wieder um des Volkes willen.

Für die „Wohnstube des Volkes" allein hat denn dies heiße, unruhvolle Herz geschlagen, und ihr hat Pestalozzi Alles, was er war und hatte, geopfert. In der vorhin berührten Rede verkündet Pestalozzi feierlich, die 50,000 Livres, welche die Subskription auf seine gesammelten Werke ihm abgetragen, bestimmt zu haben „als ein ewig unveräußerliches Kapital, dessen jährlicher Zins zu ewigen Zeiten zu nichts anderm angewandt werden darf und soll als 1. Zu weiterer und immer fortdauernder Erforschung und Prüfung der Grundsätze und Erfahrungen, durch welche die Mittel der Menschenbildung und des Volksunterrichts immer mehr vereinfacht und für die Anwendung in der Wohnstube des Volkes geschickt gemacht werden können. 2. Zur Bildung von in diesem Geist und diesem Zweck ausgelernten Volkslehrern und Volkslehrerinnen. 3. Zur Errichtung einer oder mehrerer Probeschulen, in welchen die Kinder in Rücksicht auf elementarisch geordnete und vereinfachte Kenntnisse und Fertigkeiten nach oben berührten Bestimmungen ausgelernt werden sollen. 4. Zu fortdauernder Bearbeitung aller Mittel des häuslichen Unterrichts und der häuslichen Bildung für das Volk." Einst hatte Pestalozzi einem Armen, da er nichts anderes hatte, die Silberschnallen seiner Schuhe geschenkt, nun gab er wieder das letzte hin für das, wofür er geathmet und sich im Leben zerrissen. In der Weihnacht, so erzählt er, brach der Entschluß zu dieser Stiftung gereifter und erhabener denn je aus seiner Seele hervor. Er hatte einen Traum, der ihm einen armen Jüngling zeigte, wie er ihn in bittender Stellung um Aufnahme in seine Schule ersuchte. Der Knabe erzählte, wie Pestalozzi ihn vor sieben Jahren von der Straße heimgebracht und ihn in sein Haus aufnehmen wollte, ihn aber nicht darin habe behalten können. Eine unaussprechliche Rührung überfällt den Greis, und es ist ihm, wie wenn eine Stimme vom Himmel zu ihm sagte: „Mach', daß du ihn nicht noch einmal von dir wegsenden müssest!" Er geht im Traum zu Schmid und, wie wenn der

Knabe noch vor ihm stünde, sagt er zu jenem: „Mach' daß ich ihn nicht wieder fortsenden müsse." Schmid sieht seine Rührung, giebt ihm verständnißinnig die Hand und hat Thränen im Auge. „Der Gedanke der Weihnacht", fährt der Erleuchtete fort, „füllte mein ganzes Herz und erhob mich zum Entschluß, meine menschliche Gabe auf den Altar der göttlichen Weihnacht zu legen. . . . Wahrlich, wahrlich, wie die Krippe, in der der arme Heiland lag, also erschien mir die Wohnstube des Volkes als die Krippe, in der uns das Göttliche, das Heilige, das in der Menschheit sich entfaltet, keimen, aufwachsen und zur Reife gedeihen soll."

Und er wendet sich an seinen Enkel, der durch das Geständnis: „Vater, ich will sein, was Du bist, ich will werden, was Du bist" ihn so glücklich gemacht hat — „Ich will den Fehler, von dieser Seite nicht wohl für Dich gesorgt zu haben, wie er wahrhaftig ist, mit mir ins Grab tragen, aber ich will ihn nicht mit dem zweiten Fehler, auch meine Bestrebungen für die Erziehung und die Armut durch eben diese Schwäche vereitelt zu sehen, noch verdoppeln und ihm den Charakter der Schlechtigkeit geben, da er jetzt doch nur noch denjenigen der Schwäche hat. . . . Ich entziehe Dir also ruhig, was heute in meine Hand fällt und ich noch für Dich erwerben könnte, und lasse Dir nichts, als was Dir deine gute selige Großmutter versichert hat. Aber indem ich Dir das entziehe, gebe ich Dir mehr, als ich Dir entziehe. . . . Das Scherflein, das ich heute auf den Altar der Menschheit lege, wird Dir ein Erbe werden, wie wenig Kinder ein Erbe von ihren Eltern erhalten. . . ."

Jetzt, da ihm die äußern Kräfte nicht mehr mangeln, tritt er wieder mit dem Plan der Gründung einer Armenanstalt auf, in der er sein Leben zu beschließen hofft. Ist er doch nicht mehr der vom Lande abgeschnittene, sturmumtoste Fels, sondern der glücklich mit dem Hoffnungsufer Verbundene. Noch will er einsichtsvolle Männer und Jünglinge um sich versammeln und mit der letzten Anstrengung, das, was er im Leben so heiß erstrebt, anzubahnen und zu verwirklichen suchen. „Und auch das ist dringend, daß ich jetzt alles thue, um die Schande von mir zu wälzen, daß ich mich selbst verlassen und verloren und nur noch wie eine Ruine meiner selbst unter den Meinigen dastehe; es ist dringend, daß ich Zeugen um mich her versammle, daß es nicht

wahr sei, daß ich das Hohe, Reine und Edle, welches ich in meinem Leben gesucht, jetzt nicht mehr suche. Ich, ich muß, ich muß noch, ehe ich sterbe, die Schande von mir wälzen, daß der alte Pestalozzi zum Totengerippe geworden und keine Ader mehr von seinem ehemaligen Geist, von seinem ehemaligen Herzen in sich selbst trage; ich muß Zeugen, zuverlässige Zeugen um mich her haben, daß ich noch nicht als ein abgebranntes Haus dastehe, in dem, bis es wieder neu aufgebaut, niemand mehr wohnen könne; ich muß von dem, was ich vom Morgen bis an den Abend und selber die Nacht durch für meine Zwecke noch bin und thue, zuverlässige Zeugen um mich herum haben, und zwar nicht um meiner selbst, sondern um meiner Bestrebungen willen. . . . Nehmet die Worte dieser Rede nicht auf, wie so viele Worte meines irdischen Lebens, die so oft kraftlos an Euren Ohren erschallten. Denket mich jetzt wirklich der Hülle meines Todes entschwunden; denket mich jetzt wirklich im Grab und nehmet meine Worte auf, als wären sie Worte meiner Wiedererscheinung aus dem Leben. . . . Nein, ich darf den Gedanken nicht denken. Meine Rede an Euch ist die Rede meines Fleisches und Blutes. Sie ist ganz die Rede meiner irdischen Schwäche, voll guten menschlichen Willens, mitten durch Irrtum und Unrecht hinströmend wie mein Leben. . . . Nehmet sie als Worte eines Mannes auf, dem die Not der Armen und besonders die aus Mangel an Erziehungshülfe herrührende Not der Armen immer zu Herzen gegangen, der aber in seinem Streben, dieser Not und ihrer vorzüglichen Quelle abzuhelfen, so viel als nirgend hingekommen und jetzt am Ende seiner Laufbahn noch seine letzten Kräfte zusammenrafft, um hinter seinem Grabe zu wachsen und vorrücken zu machen, was er in den Mühseligkeiten, Hemmungen und Schwächen seines Lebens nicht hat weiter bringen können."

So spricht der gebeugte Mann, nachdem er die Summe seiner Lebenserfahrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen noch einmal an seinem Geiste hat vorüberziehen lassen. Dann geht er glaubensvoll an sein Werk, gründet die Armenanstalt Clindy bei Yverdon und ist wieder vom Glücke umstrahlt, bis die vielen Mißgriffe, die er auch hier begeht, ihn abermals um dasselbe bringen. Er vereinigt dann bald diese Anstalt mit der alten in Yverdon, bis er, infolge der in seinem Hause ausgebrochenen Streitigkeiten und nach entsetzlichen Widerwärtigkeiten, sein Armenhaus, das er unterdessen auf den Neuhof zu verlegen gesucht,

auflöst, und 1825 auch das Bildungsinstitut in Yverdon. „Es war mir, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende, so weh that es mir", schrieb der gebrochene, von tiefster Todessehnsucht ergriffene Greis.

Die Bestrebungen behufs Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule für Graubünden, der Rußhof und das R. A. Planta'sche Legat.

I.

Die von E. v. Fellenberg, dem um Schule, Landwirtschaft und Volkswohl vielverdienten Freunde H. Pestalozzis, im Jahre 1804 gegründete landwirtschaftliche Schule und die von ihm durchgeführten landwirtschaftlichen Verbesserungen im praktischen Gutsbetriebe erregten zu ihrer Zeit gewaltiges Aufsehen und spornten vielerorts zur Nachahmung an. Zuerst war es das Ausland, namentlich Württemberg, welches der Forderung, denkende und rationell arbeitende Landwirte heranzuziehen, durch Gründung sogenannter Ackerbauschulen entsprach. In der Schweiz waren es vorerst nicht die eigentlichen landwirtschaftlichen Lehranstalten, welche Eingang fanden, sondern die ebenfalls nach Fellenberg'schem Muster gebildeten Armenschulen, deren wenigstens fünf in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts durch Zusammenwirken einsichtsvoller Privaten nnd wohlgesinnter Regierungen gegründet wurden und zum Theil sich bis heute erhalten haben.

Auch im Kanton Graubünden fühlten einsichtsvolle Männer früh das Bedürfnis, durch berufliche Bildung die Landwirte zur Ausübung ihres Berufes geschickter zu machen; aber nur mühsam rang sich der Gedanke, der zwar vielerorts Wurzel gefaßt hatte, aber noch unklar und verschwommen war, durch; mehr noch wurde, wenigstens von Einzelnen, die Notwendigkeit erkannt, etwelche Verbesserungen in der sehr darnieder liegenden Forstwirtschaft einzuführen. Von zwei Seiten zugleich wurden im Jahre 1829 Eingaben an den Großen Rat gerichtet, die diesen Zweck im Auge hatten; die erste derselben von Landammann Bapt. Salis-Soglio strebte die Einrichtung einer forstlichen Musterwirtschaft an, während die zweite von Forstoffiziant Abundi Passett von der Idee ausgieng, daß die Anstellung eines Lehrers an der Kantonsschule zur Erteilung praktischen Unterrichts im Forstwesen am ehesten